

Eine Antwort auf meine Kommentatoren

Von Norman Braun*

Erfreulicherweise haben sich Karl-Siegbert Rehberg (2009) und Michael Schmid (2009) mit meinem Aufsatz „Theorie in der Soziologie“ (Braun 2008) beschäftigt und unter anderem dessen diskussionswürdige Punkte identifiziert. In Übereinstimmung mit meiner Skizze des aktuellen Zustandes der soziologischen Theorie besteht zwischen ihnen wenig Einigkeit: Im Gegensatz zu Schmid, der auch meiner Diagnose der gegenwärtigen Situation im Fach in weiten Teilen zustimmt, scheint Rehberg die von mir vertretene Auffassung abzulehnen, wonach eine erfahrungswissenschaftliche Theorie stets aus deduktiv verknüpften Aussagen mit Erklärungsanspruch bestehen sollte, die zumindest teilweise mit empirischen Daten konfrontiert und daher prinzipiell widerlegt werden können. Abgesehen von seiner Opposition gegenüber meiner Position verzichtet Rehberg allerdings auf klare Antworten auf die Fragen nach einem akzeptablen Theoriebegriff und einem angemessenen Vorgehen bei der Theoriebildung. Seine vergleichsweise vagen Ausführungen verteidigen vielmehr die weithin beobachtbare Akzeptanz von nahezu allen denkbaren Theorieauffassungen bei überwiegend praktizierter Vernachlässigung der Empirie, die ich als eine wesentliche Schwäche des Faches ansehe.

Aufgrund dieser Unterschiede wäre eine gemeinsame Erwiderung auf beide Kommentare zu meinem Aufsatz schwierig. Zunächst gehe ich daher weitgehend sequentiell auf diejenigen Behauptungen, Vermutungen und Vorwürfe von Rehberg ein, die unbedingt einer Reaktion und gegebenenfalls Klarstellung bedürfen. Danach beschäftige ich mich mit einigen scheinbar kontroversen Punkten, die mir bei der Lektüre der Schmidschen Stellungnahme aufgefallen sind. Generell schätzt Schmid die Wahrscheinlichkeit der von mir geforderten Umorientierung der Soziologie in Richtung einer erklärenden Theoriebildung als eher gering ein, diskutiert aber dennoch Verbesserungsmöglichkeiten der gegenwärtigen Situation. Viele seiner Punkte sind einleuchtend und hilfreich für das gegenseitige Verständnis. Dennoch gibt es Minimalfordernisse, an denen sich eine erfahrungswissenschaftliche Disziplin wie die Soziologie schon aus Konsistenzgründen zu orientieren hat. Weil sie den Spielraum für Kompromisse einengen, werden sie abschließend nochmals genannt.

Rehberg: Kulturorientierte Soziologie als „Quasi-Religion“

Karl-Siegbert Rehberg beginnt seinen Kommentar mit sachlich falschen Aussagen. Nach seiner Überzeugung ist die Einheit der Realwissenschaften durch ihre Ausdifferenzierung und den damit verknüpften Modellpluralismus unwiderruflich zerbrochen, wobei inzwischen selbst in den Naturwissenschaften eine Multiperspektivität und Theoriekoexistenz vorliege. Fährt man z.B. von Dresden nach Leipzig, so kann man das Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie besuchen. Dort sind interdisziplinäre Forschungen zu beobachten, die unter anderem von Genetikern, Linguisten, Paläontologen, Primatologen und Psychologen durchgeführt werden. Von einer akzeptierten Multiperspektivität und Theoriekoexistenz in den naturwissenschaftlich geprägten Fächern sowie einem unwiderruflichen Bruch der Einheit der Erfahrungswissenschaften kann keinesfalls gesprochen werden, wenn man die dabei relevante Vorgehensweise betrachtet. Gemeinsamer Nenner und Garant der Kooperationsfähigkeit ist in diesem weithin angesehenen Institut eine geteilte Auffassung über Theoriebildung und Methodik – verschiedene erklärende Theorien aus den beteiligten Disziplinen haben unterschiedliche Implikationen, die insbesondere in Experimenten gegeneinander getestet werden.

* Roger Berger, Christian Ganser und Jochen Groß ist für Anregungen und Diskussionen zu danken.

tet werden. Zielsetzungen sind Erkenntnisse über die letztlich relevanten Kausalbeziehungen, um dadurch die Vielzahl der Theorien möglichst zu reduzieren. Diese Konzeption von Theorie und Methode korrespondiert mit der von mir vertretenen Theorieauffassung.

Ebenfalls am Anfang seiner Stellungnahme verweist Rehberg auf die fehlende Originalität meiner Beschreibung der Situation der soziologischen Theorie und meines Verbesserungsvorschlags. In meinem Beitrag werden tatsächlich keine Neuerungen eingeführt – nach der Diagnose der derzeitigen Schwächen der soziologischen Theorie steht insbesondere das Instrumentarium und die Logik der Theoriebildung in anderen Erfahrungswissenschaften im Mittelpunkt, um interessierte Fachkollegen zu deren Akzeptanz und Übernahme zu bewegen. Weil ich nirgendwo einen Originalitätsanspruch erhoben habe, kann mich Rehbergs Verweis nicht treffen.

Meine Bemühungen reflektieren unter anderem die bemerkenswerte Lethargie der Soziologen bezüglich ihres Tuns. Offensichtlich ist die Soziologie als sehr pluralistisches Fach mit sich selbst zufrieden, obwohl nach wie vor ein bemerkenswerter Mangel herrscht: Es existiert kein mitteilbarer Bestand von empirisch bestätigten und theoretisch fundierten Aussagen über soziales Handeln, soziale Ordnungen und sozialen Wandel in modernen Gesellschaften, der intern weithin akzeptiert wird. Meine Bemühungen mögen zwar nicht kreativ genug sein, um kritisch gestimmte Kommentatoren wie Rehberg zufrieden zu stellen. Sie sind aber allein deshalb gerechtfertigt, weil es gerade in der Soziologie weitaus weniger wichtige Anlässe für einen Aufsatz gibt als den Hinweis auf diesen Missstand und die Diskussion seiner Ursachen und einer möglichen Lösung.

Allerdings gefällt Rehberg schon meine Situationsbeschreibung der Soziologie nicht. Aus seiner Perspektive zeigt die Unterschiedlichkeit von Sichtweisen, Begriffen und Methoden im Fach letztlich die „unaufhebbare Komplexität“ des Gegenstandes der Soziologie. Jedoch waren die Ansätze, Konzepte und Verfahren bei der Untersuchung von Naturphänomenen etwa in der Antike ebenfalls vielfältig und zweifellos erschien die Natur damals komplex. Naturwissenschaftler klassifizieren die meisten physikalischen und chemischen Vorgänge heutzutage jedoch keineswegs mehr als kaum durchschaubar und extrem schwierig. Vor diesem Hintergrund reflektiert die Zahl der Sichtweisen, Begriffe und Methoden v.a. die Reife einer Disziplin, aber nicht die Komplexität ihres Gegenstandes.

Die Reife eines Faches wird durch seine Wissenschaftlichkeit angezeigt. In der Literatur gibt es hierfür Kriterien – der mit der qualitativen Sozialforschung sympathisierende Jon Elster (2007: 445) formuliert beispielsweise die folgenden vier Bedingungen der Wissenschaftlichkeit: (a) Zu praktisch jedem Zeitpunkt gibt es eine allgemeine Übereinstimmung im Fach über korrekte, falsche und unentschiedene Aussagen; (b) es existiert ein Prozess des kumulativen Wissensfortschritts, in dessen Rahmen falsche Theorien für immer entsorgt werden; (c) die hauptsächlichen Konzepte und Theorien können so klar und explizit formuliert werden, dass sie von jedem Interessierten bei hinreichendem Aufwand verstanden werden können; (d) die Klassiker des Faches werden hauptsächlich von Wissenschaftshistorikern gelesen. Die Soziologie erfüllt bestenfalls (c), sicher aber nicht (a), (b) und (d).

Entsprechend meiner ursprünglichen Argumentation spiegelt die bemerkenswerte Heterogenität der Soziologie wider, dass wesentliche Entscheidungen (wie z.B. eine konsequente Umorientierung in Richtung erfolgreicherer Erfahrungswissenschaften) bisher unterblieben sind. Den pluralistischen Status quo der Soziologie findet Rehberg jedoch akzeptabel und sogar verteidigungswürdig. Ist man nicht an Wissenschaftlichkeit interessiert, dann scheint dies stimmig und sinnvoll. Was aber ist die Soziologie, wenn sie Kriterien für Wissenschaftlichkeit weitgehend verfehlt? Vor dem skizzierten Hintergrund kann man Soziologie im Sinne Rehbergs eigentlich nur als recht liberale „Quasi-Religion“ auffassen – ihr Hauptzweck

besteht ja nicht in der Annäherung an die Wahrheit, sondern in der Bewahrung eines pluralistischen Status quo ohne irgendwelche einschränkende Festlegungen (wie z.B. empirische Prüfbarkeit, Erklärungsanspruch) bei hinreichend häufiger ritueller Huldigung irgendwelcher Klassiker.

Im Übrigen ist die (bereits im Titel seiner Stellungnahme manifestierte) Rehbergsche Interpretation meiner durch den Beitrag verfolgten Absichten falsch: Weder sehne ich mich nach theoretischer Homogenität noch beanspruche ich Dominanz! Die Formulierung verschiedener Theorien und ihre Konkurrenz scheinen mir als Anhänger des kritischen Rationalismus vielmehr ausgesprochen sinnvoll. Keineswegs spreche ich theoretischen Vororientierungen (wie z.B. Konflikttheorie, mikrointeraktionistische Tradition, Systemtheorie) ihre Da-seinsberechtigung ab. Ich bin auch nicht gegen alternative Theorien, weil sie mit meinen Präferenzen (Rational Choice, formale Modellierung) kollidieren. In meinem Originalbeitrag habe ich aber nicht ohne Grund betont, dass die Empirie für die Theoriebildung in einer Erfahrungswissenschaft zentral ist. Jede erfahrungswissenschaftliche Theorie muss danach mit Aussagen einhergehen, die an der Realität prinzipiell scheitern können. Der Wettbewerb von Theorien kann ja nur in der Konfrontation theoretischer Aussagen mit empirischen Daten vollzogen werden – in einer Erfahrungswissenschaft liefern empirische Überprüfungen jeweils die Entscheidungsgrundlagen für die Beibehaltung, Veränderung oder Aufgabe von Theorien. Andere Kriterien (wie z.B. Eleganz und Sprachstil) sind letztlich irrelevant. Sowohl also irgendwelche theoretischen Überlegungen mit empirisch prüfbaren Aussagen einhergehen, sind sie aus meiner Sicht völlig akzeptabel. Ablehnenswert sind für mich jedoch solche Versuche der Theoriebildung, die nur unprüfbare und tautologische Aussagen enthalten.

Ein Beispiel für die Bedeutung der Empirie auch für klassische theoretische Hypothesen der Soziologie haben kürzlich die Ökonomen Becker / Wößmann (2009) vorgelegt. Anhand bisher kaum beachteter Daten für die 450 preußischen Landkreise um das Jahr 1870 bestätigen sie zunächst die Ausgangsbeobachtung in Max Webers Werk über die Protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus, wonach die protestantischen Regionen wirtschaftlich fortgeschritten waren. Danach zeigen sie aber, dass der wirtschaftliche Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken verschwindet, wenn man für die ökonomischen Effekte der Bildung kontrolliert. Nach ihren Ergebnissen kann die höhere Bildung der Protestanten ihren wirtschaftlichen Vorsprung erklären, ohne dass eine spezifische protestantische Ethik und ihre weitgehende Befolgung im Sinne von Webers Argumentation postuliert werden müsste. Vor dem Hintergrund meiner ursprünglichen Ausführungen über den Zustand der Soziologie ist bemerkenswert, dass für diese systematische empirische Überprüfung der Weber-Theorie so viel Zeit vergehen musste und die Untersuchung der seit Langem eigentlich verfügbaren Daten nicht von Soziologen vorgenommen wurde.

In seinem Kommentar wirft Rehberg mir weiter vor, dass ich in der Beschreibung der soziologischen Arbeit nur Behauptungen aufstelle, aber alle „prinzipiellen Fragen“ offen lasse. Unter Übernahme seiner Nummerierung gehe ich daher auf die relevanten Deutungen und Anschuldigungen ein:

1. Nach Rehberg kontrastiere ich den Realismus unzulässigerweise mit einem Konglomerat unterschiedlichster Ansätze (nämlich Dekonstruktivismus, Phänomenologie, Semiotik, Strukturalismus und Poststrukturalismus), weil deren Zusammenhang in fragwürdiger Weise hergestellt wird. Von mir werde nämlich eine idealistische Prägung dieser Denkschulen behauptet, wonach sie unterschiedslos annehmen würden, dass Wirklichkeit im Diskurs konstruiert wird. Diese Zuschreibung und die damit verknüpfte Gegenüberstellung spielen zwar keine Rolle für die weitere Argumentation in meinem Aufsatz. Es ist aber darauf hinzuweisen, dass sich ähnliche Kontrastierungen und Begründungen in der von bekannten Spezialis-

ten wie z.B. Mario Bunge (1996, 1999) verfassten Literatur zu den Verbindungen zwischen Soziologie und Philosophie finden.

Rehberg erwähnt in diesem Zusammenhang übrigens seine an Max Weber angelehnte und schwerlich widerlegbare Grundthese: Wenn Kultur die der Natur abgerungene Welt des Menschen ist, dann ist alles Soziale kulturell kodiert. Interessanterweise wirft er mir auf dieser Grundlage vor, dass ich es bei der behaupteten Unüberwindlichkeit eines Dualismus von Realismus und Konstruktivismus belasse und zu einer produktiven Klärung ihrer „anthropologisch notwendigen“ Verbindung nichts beitrete. Hier möchte ich Rehberg daran erinnern, was ich im Rahmen der Darstellung meiner grundlegenden Prämissen betont habe (Braun 2008: 377): Zusammenhänge der Wirklichkeit können durch Menschen vor dem Hintergrund soziokulturell vorgeformter Bezüge erkannt und verstanden werden; Konzepte und Theorien zu beliebigen Sachverhalten und Prozessen sind menschliche Konstruktionen. Für den Zweck meines Aufsatzes erscheinen mir diese Aussagen zum Verhältnis von Realismus und Konstruktivismus nach wie vor hinreichend. Damit vereinbare detaillierte Ausführungen geben wiederum zeitgenössische Philosophen (z.B. Searle 1995).

2. In einer Diskussion von Verstehen und Erklären weist Rehberg auf Max Webers bekannte Festlegung hin, wonach die Erklärung des Ablaufs und der Folgen des sozialen Handelns erst durch das vorherige deutende Verstehen möglich wird. Schon vor der Abfassung meines Aufsatzes ist mir dies keineswegs entgangen. Zudem habe ich nirgendwo zum Verzicht auf Bemühungen um das Verstehen aufgefordert oder gegen das Verstehen angeschrieben. Im Gegenteil: In meiner Darstellung der grundlegenden Postulate, die hinter meiner Theorieauffassung stehen, habe ich das Verstehen vor dem Erklären behandelt. Etwas später betone ich, dass die Sinnzuschreibungen und Deutungen etwa der interpretativen Soziologie durch Erklärungen zu ergänzen sind (Braun 2008: 379). Trotz fehlender Widersprüche zu den Ansichten von Max Weber wirft Rehberg mir vor, ich würde es bezüglich des Verstehens und Erklärens bei einem unüberwindlichen Dualismus belassen. Zur Richtigstellung brauche ich nur auf die ausführliche Erörterung einer situationalen Handlungserklärung in meinem Aufsatz zu verweisen (Braun 2008: 381) und meine vorherige Umschreibung des Verstehens zu wiederholen (Braun 2008: 377): Das Verstehen von Handlungen besteht darin, sie als vernünftig und daher zweckdienlich im Sinne der Situationserfordernisse zu erkennen.

3. Nach Rehberg bezweifelt niemand in der Soziologie die Notwendigkeit von Erklärungen. Wenn dies (im Gegensatz zu dem von mir vermittelten Eindruck) so ist, dann ist zunächst einmal unklar, warum sich einige Kollegen mit dem Etikett „Erklärende Soziologie“ schmücken. Daneben ist mir der Erklärungsanspruch von z.B. Niklas Luhmann offenbar bisher verborgen geblieben. Ähnliches gilt für die Ethnomethodologie und die verstehende Soziologie, denen ich nach Rehbergs Ansicht fälschlicherweise ein Desinteresse an Erklärungen unterstellt habe – bisher wurde ihr Interesse jedenfalls nicht in entsprechendes Verhalten umgesetzt.

Rehberg betont in diesem Zusammenhang, dass jeder gerne kausale Strukturen aufdecken möchte. Leider würde aber die Legitimation anderer Erkenntnismethoden dort, wo derartige Strukturen nicht freizulegen sind, insbesondere von denjenigen hinterfragt, die von ihren Methoden überzeugt sind. Bei dieser Vermutung drängt sich zunächst die Frage auf, ob es tatsächlich Bereiche gibt, in denen keine kausalen Zusammenhänge nachzuweisen sind. Zu ihrer Beantwortung empfiehlt sich die Anwendung aller einschlägigen Methoden. Es kann ja sein, dass nur durch die bis jetzt verwendeten Methoden keine Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung identifizierbar waren. Wenn dem so ist, wäre es geradezu fahrlässig, die Beteiligten nicht auf die Mängel ihrer bisherigen Vorgehensweise hinzuweisen und geeignete Verfahren nicht einzusetzen!

Daneben existiert noch ein Argument für Erklärungen, das Rehberg übersieht: Im Gegensatz zu einem rein interpretativen Ansatz ergeben sich empirisch prüfbare Aussagen typischerweise erst im Rahmen von erklärender deduktiver Modellierung. Nicht selten sind derartige Hypothesen kontraintuitiv, korrespondieren aber mit der verfügbaren Evidenz. Beispielsweise kann man aus einem Rational Choice Modell der Sucht (Becker / Murphy 1988) die Hypothese ableiten, dass der Alkoholkonsum von Alkoholikern stärker auf Preisänderungen bei alkoholischen Getränken reagiert als der Alkoholkonsum von Gelegenheitstrinkern. Es handelt sich dabei um eine empirisch prüfbare Aussage, die man schwerlich mit z.B. hermeneutischen Verfahren erhält und die eine Folgenabschätzung von Politikempfehlungen (unter anderem höhere Alkoholbesteuerung) erlaubt.

4. Im Zusammenhang mit Prognosen und deren Voraussagesicherheit wirft Rehberg mir vor, dass ich hierzu keine wissenschaftstheoretisch reflektierte Diskussion geführt habe. Stattdessen lobt er diesbezügliche Einlassungen von Renate Mayntz, die sich auf Prognosen von Makrophänomenen beziehen und aus verschiedenen Gründen deren Möglichkeit verneinen. Nach Rehberg klingen ihre Einsichten „vielschichtiger“ als meine Formulierung, wonach das optimale Szenario für eine prognosefähige Theorie darin besteht, dass alle relevanten Voraussetzungen bekannt und in Kausalbeziehungen miteinander verbunden sind, wodurch bestimmt ist, was wann wo passiert. Rehberg ignoriert hier, dass ich die denkbar beste Situation für etwaige Prognosen betrachte, während sich Renate Mayntz eben gerade nicht mit dem potenziellen Idealfall beschäftigt. Im Übrigen entspricht die Position von Renate Mayntz bezüglich der unmöglichen Prognose von z.B. historischen Umbrüchen weitgehend der einschlägigen Sichtweise von Karl Popper, was Rehberg freilich nicht erwähnt.

Auch aus der Perspektive des kritischen Rationalismus besteht die soziologische Aufgabe keineswegs in der treffgenauen Vorhersage von Makrophänomenen, die sich etwa durch mögliche Bifurkationen und starke Empfindlichkeiten gegenüber Ausgangskonstellationen auszeichnen. Zielsetzung der Theoriebildung ist vielmehr die sukzessive Annäherung an die Wahrheit. Eine bessere Theorie dürfte daher auch genauere Vorhersagen erlauben, wenn die jeweiligen Anfangsbedingungen für die Theorieanwendung gegeben sind. Insbesondere darauf haben sich meine Ausführungen zur Prognose in der Einleitung meines Aufsatzes bezogen. Was damit gemeint ist, zeigt beispielsweise eine Analyse der Situation von Elfmeterschütze und Torwart beim Fußball, die Berger / Hammer (2007) vorgelegt haben: Zunächst werden auf der Grundlage eines spieltheoretischen Modells die optimalen Verhaltensweisen von Torwart und Elfmeterschütze bestimmt, um danach diese Prognosen systematisch mit relevanten Beobachtungen aus Bundesliga-Spielen zu vergleichen. Nachgewiesen wird dabei eine weitgehende Korrespondenz zwischen Theorie und Empirie.

Nach diesen vier Punkten gehe ich im Folgenden noch auf diejenigen unerwähnten Anliegen, Behauptungen und Beobachtungen Rehbergs ein, die aus meiner Sicht eine Reaktion verdienen. Zunächst betont Rehberg, dass man die naturwissenschaftliche Methodik bei einer eventuell wieder erfolgenden Annäherung an die Naturwissenschaften nicht einfach übernehmen soll. Falls Rehberg damit auf eine unkritische Übernahme eines naturwissenschaftlich geprägten Weltbilds abstellt, sind wir uns einig. Meint er aber, was er schreibt, so besteht zwischen uns kein Konsens: Mathematische Modellierung, statistische Analyse und experimentelle Forschung gehören zur naturwissenschaftlichen Methodik und haben unter anderem aufgrund ihrer relativen Genauigkeit wesentlich zum Erfolg aller naturwissenschaftlich beeinflussten Fächer beigetragen. Aus meiner Sicht würde eine stärkere Orientierung der Soziologie an erfolgreicheren Erfahrungswissenschaften bedeuten, deren Methodik verstärkt zu verwenden.

Tatsächlich wäre eine stärkere Mathematisierung soziologischer Theorien schon deshalb wünschenswert, weil dadurch Sparsamkeit und Präzision der Theoriebildung bei gleichzeitiger

ger Vermeidung unklarer oder versteckter Annahmen erreichbar scheinen. Diese Eigenschaften verbessern die empirische Prüfbarkeit theoretischer Aussagen. Beziehen sich die testbaren Hypothesen auf kausale Zusammenhänge, so empfehlen sich unter anderem zur Kontrolle potenzieller Störgrößen bei deren empirischer Prüfung jeweils experimentelle Untersuchungsanordnungen, wodurch sich die statistischen Analysen vereinfachen. Sind lediglich Quasi-Experimente durchführbar oder können aus irgendwelchen Gründen gar keine Experimente stattfinden, dann ist die Kontrolle möglicher Störgrößen unter anderem mit statistischen Mitteln zu gewährleisten.

Unabhängig davon, ob sich die testbaren theoretischen Hypothesen auf kausale Zusammenhänge beziehen oder nicht, erfordert ihre empirische Überprüfung also jeweils Anwendungen der Statistik. Konzepte und Verfahren der Statistik sind für Soziologen schon deshalb unverzichtbar, weil sie sich typischerweise ja nicht mit dem Einzelfall befassen, der etwa in der klinischen Psychologie oder der betriebswirtschaftlichen Unternehmensberatung eine große Rolle spielt. Soziologie beschäftigt sich im Normalfall mit sozialen Phänomenen und Prozessen, aber nicht mit irgendeinem Einzelschicksal oder Sonderfall. Im Mittelpunkt des soziologischen Interesses stehen Massenerscheinungen und Aggregate (wie z.B. Bildungskohorten, Organisationen, Wohnbevölkerung). Dabei beziehen sich die jeweiligen testbaren Hypothesen nicht selten bereits auf statistische Konzepte (wie z.B. Häufigkeitsverteilungen, Mittelwerte, Raten). Über die für ihre empirische Prüfung nötigen Daten bestimmen die Hypothesen passende statistische Verfahren mit (z.B. Ereignisanalyse, Panelanalyse). In Verbindung mit der sonstigen Forschungsplanung (z.B. Auswahlthematik, Erhebungsmethode) determinieren sie unter anderem auch die jeweils als ideal anzusehende Untersuchungsanordnung (Experiment, Quasi-Experiment, Nicht-Experiment) und ob vorläufige induktive Schlüsse (von z.B. einer Stichprobe auf eine Gesamtheit) im Rahmen der statistischen Analyse (z.B. Signifikanztests) erfolgen sollen.

Berücksichtigt man zudem die zunehmende Bedeutung der Computersimulation in vielen Disziplinen, so sind die naturwissenschaftlich orientierten Methoden auch in den Sozialwissenschaften auf dem Vormarsch (z.B. Helbing 2008; Russo 2009). Komplexe statistische Verfahren setzen sich schon aufgrund des technischen Fortschritts immer weiter durch und experimentelle Forschung findet inzwischen selbst in der Soziologie statt. Mithin hat die Übernahme des Erfolgsrezeptes der Naturwissenschaften längst begonnen, auch wenn sich die Mehrheit in der Soziologie noch dagegen wehren möchte. Zudem erfordert Interdisziplinarität, wie eingangs im Zusammenhang mit dem Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie bereits verdeutlicht wurde, die Akzeptanz einer gemeinsamen Forschungsstrategie, um die unterschiedlichen Theorien aus den einzelnen Fächern auf einen gemeinsamen Prüfstand zu stellen. Die naturwissenschaftliche Methodik legt dieses Prüfverfahren fest. Aus sozialwissenschaftlicher Perspektive wird damit ein allgemein verbindlicher Standard bestimmt, der für alle Beteiligten insbesondere Handlungssicherheit und Anschlussfähigkeit schafft.

Rehberg beobachtet weiter, dass wissenschaftstheoretische Erwägungen für die öffentliche Rezeption der Soziologie keine Rolle spielen. Damit hat er wohl recht. Allerdings sind derartige Erwägungen wahrscheinlich von Bedeutung, wenn man nach der Reputation der Soziologie in anderen Fächern fragt. In einer kürzlich durchgeführten Befragungsstudie haben Downey et al. (2008) das geringe Ansehen der Soziologie in der US-amerikanischen Hochschullandschaft dokumentiert. Dieser schlechte Ruf der Disziplin ist sicher ein Grund dafür, warum man soziologische Theorien in anderen Fächern oftmals übersieht.

Rehberg behauptet in seinem Kommentar mehrfach, dass ich gegen die Lektüre von Klassikern sei und den „Ahnenkult“ des Faches ablehne. Gleichzeitig, so Rehberg, schmücke ich meine Ausführungen aber mit Namen wie David Hume oder Adam Smith. Anscheinend hat Rehberg meine Ausführungen über die Klassiker nicht genau gelesen. Sonst würde er wis-

sen, dass ich nichts gegen sie und die Weitergabe ihrer Lehren habe, sofern letztere auch heute noch Relevanz besitzen (Braun 2008: 375). Belegbar ist dies übrigens anhand von Karl Popper – ein wesentlicher Teil der in meinem Aufsatz vertretenen Position geht auf die Lektüre seiner Beiträge zurück.

Gegen Ende seiner Stellungnahme zeigt sich Rehberg verwundert, dass ich der Soziologie in einer Zeit der globalen Finanzkrise empfehle, sich bei der Theoriebildung an der Ökonomik zu orientieren. Nach seiner Beobachtung hat die Ökonomik keine prognostischen Leistungen über die Folgen ihrer Empfehlungen (z.B. Monetarisierung vieler Lebensbereiche, Ausschaltung des Staates als Kontrollinstanz, umfassende Selbststeuerung von Märkten) beeinflusst. Bei allem soziologischen Ärger über die Wirtschaftswissenschaftler sollte man sich aber um ein faires Urteil bemühen: Zum einen ist, wie uns der von Rehberg zitierte Text von Renate Mayntz lehrt, die Prognose eines Makrophänomens wie der Finanzkrise bei hinreichend starker Dynamik, Turbulenz und Verflechtung des Ganzen weitgehend unmöglich; zum anderen gab es z.B. die formalen Analysen der Grundproblematik der Krise und ihrer Vermeidung bzw. Überwindung durch den Ökonomen Hyman Minsky, dessen 1986er Buch „Stabilizing an Unstable Economy“ deshalb gerade wieder neu aufgelegt worden ist. Des Weiteren wird doch wohl niemand bezweifeln wollen, dass der erreichte enorme Wohlstand in den westlichen Gesellschaften auch den Marktkräften des Kapitalismus geschuldet ist und die Zahl wirklicher Krisen in den letzten 50 Jahren überschaubar klein war. Insgesamt haben die ökonomischen Empfehlungen doch gar nicht so schlecht funktioniert!

Schmid: Erklärende Soziologie mit unbedingter Mikrofundierung

Michael Schmid stimmt meiner Skizze des aktuellen Zustandes der Soziologie weitgehend zu. Auch meine Forderung nach einer erklärenden Theorie, die aus logisch verknüpften und zumindest teilweise empirisch testbaren Aussagen besteht, findet seine Unterstützung. Als ausgewiesener Sachkenner identifiziert Schmid dennoch einige vermeintliche Schwachpunkte meiner Argumentation.

Erstens beobachtet Schmid richtigerweise, dass ich darauf verzichtet habe, eine bestimmte Erklärungslogik aus der Menge der möglichen Varianten (z.B. Hempel-Oppenheim Modell, mechanismische Erklärung, Poppersche Situationslogik) als die aus meiner Sicht verbindliche auszuzeichnen. Obwohl mir die Unterschiede zwischen den Erklärungsansätzen und die Unentschlossenheit der Wissenschaftstheoretiker über das letztlich angemessene Erklärungsmodell durchaus bekannt waren, erschien es mir nicht sinnvoll, eine allzu enge Theoriebildungsstrategie durch die Vorgabe einer ganz bestimmten Erklärungssystematik einzufordern. Sollten sich Soziologen zukünftig verstärkt um Erklärungen im Rahmen ihrer theoretischen Arbeit bemühen und dabei sinnvollerweise auch auf empirische Befunde beziehen, wird sich vermutlich ein für die soziologische Theoriekonstruktion besonders geeignetes Erklärungsschema im Wettbewerb durchsetzen. Zunächst aber sind genügend Fachkollegen von der Notwendigkeit erklärender Theoriebildung zu überzeugen.

Zweitens beklagt Schmid, dass praktisch jedes wissenschaftstheoretische Lehrbuch die inzwischen vorhandenen Zweifel am „Popper-Hempel-Lakatoschen Konsens“ zeige. In Übereinstimmung mit den Grundprämissen des kritischen Rationalismus sind solche Zweifel legitim und erwünscht, was Michael Schmid sicher nicht bestreitet. Betrachtet man mit Moulines (2008) die Entwicklung der modernen Wissenschaftstheorie zwischen 1890 und 2000, so gab es praktisch kaum eine Phase ohne entsprechende Kontroversen – es ist fraglich, ob jemals ein „Popper-Hempel-Lakatoscher Konsens“ existierte. Aber selbst wenn man mit Michael Schmid das Bestehen dieses Konsenses unterstellt, impliziert die Kritik daran in kürzlich erschienenen Lehrbüchern zur Wissenschaftstheorie ja nicht, dass insgesamt relativ mehr Gegner dieser Übereinkunft existieren. Vielleicht schreiben viele der neuen Lehrbuch-

autoren (wie z.B. Bishop 2007) ja primär für ein geistes- und sozialwissenschaftliches Publikum, weswegen sie kaum auf die in den fraglichen Disziplinen überaus prominenten konstruktivistischen, postmodernen und hermeneutischen Sichtweisen verzichten können. Noch mehr dürfte Michael Schmid aber beruhigen, dass es nach wie vor von Spezialisten herausgegebene aktuelle Lehrbücher der Wissenschaftstheorie gibt, die ohne die Einbeziehung derartiger Perspektiven über den aktuellen Stand der Forschung kompetent und zuverlässig informieren (z.B. Bartels / Stöckler 2007).

Drittens ist Michael Schmid „verblüfft“ über mein Beispiel für eine Theorie, da es „kausalanalytisch“ angelegt ist, aber auf eine Mikrofundierung verzichtet. Nach Schmid sind sozialwissenschaftliche Erklärungen immer mikrofundierende Erklärungen. Mit dieser Aussage stimme ich prinzipiell überein – allerdings genügt es aus meiner Sicht, wenn die in einer Theorie kombinierten grundlegenden Prämissen deduktiv im Rahmen von Modellierungen mit Mikrofundierungen konsistent begründbar sind. Gibt es also ältere Modelle, welche auf widerspruchlose Weise (z.B. im Rahmen von miteinander logisch vereinbaren Rational Choice Analysen) Mikrofundierungen für die Annahmen einer neuen Theorie bereitstellen, dann erscheint die Notwendigkeit einer weiteren handlungstheoretischen Begründung dieser Theorievoraussetzungen keineswegs mehr zwingend. Vielmehr kann man vor diesem Hintergrund sofort fragen, welche neuen Erkenntnisse die Kombination der Hypothesen mit sich bringt. Anders gesagt: Man braucht das Rad nicht ständig neu zu erfinden, sondern kann mit dem Bau eines Leiterwagens, einer Kutsche, eines Schubkarrens oder gar eines Skateboards beginnen!

Das von mir gewählte Beispiel für eine Theorie der Gewaltrate kann übrigens dadurch charakterisiert werden, dass seine grundlegenden Prämissen allesamt Folgerungen von mikroanalytisch fundierten und untereinander konsistenten Modellen sind. Aus meiner Perspektive sind daher die Anforderungen für einen Verzicht auf eine explizite Mikrofundierung erfüllt: Die ersten beiden Annahmen sind Folgerungen von Rational Choice Modellen, die Gary S. Becker und sein Koautor H. Gregg Lewis in den 1960er und frühen 1970er Jahren veröffentlicht haben; neben diesen von mir in meinem Aufsatz angeführten Arbeiten gibt es Rational Choice Modelle zur Begründung der Homophilie-Tendenz (z.B. Roth / Sotomayor 1990 für eine Zusammenstellung), der dritten wesentlichen Annahme meines Theoriebeispiels. Damit sind sämtliche Annahmen, die auf kausale Mechanismen in der Theorie verweisen, ihrerseits als Folgerungen von handlungstheoretischen Überlegungen konsistent rekonstruierbar.

Zudem sind diese Theorieprämissen in vielen empirischen Studien nicht widerlegt worden, sodass man von robusten empirischen Aussagen sprechen kann. Es wäre daher aus meiner Sicht wenig ertragreich, die von mir zur Illustration formulierte Theorie der Gewaltrate noch durch Überlegungen zur Mikrofundierung künstlich aufzuplustern. Nehmen wir stattdessen doch einfach an, dass die jeweiligen mikrofundierten Modelle hinreichend Begründungen für die Theorieannahmen liefern und kümmern uns sofort um die Implikationen ihrer Kombination! Dies erscheint auch deshalb sinnvoll, weil es durch eine derartige Strategie selbst in den Sozialwissenschaften zu einem kumulativen Wissensfortschritt kommen kann.

Zu betonen ist freilich, dass ich in meinem Aufsatz praktisch nicht auf die Möglichkeit einer widerspruchlosen Mikrofundierung der zentralen Annahmen meiner Makrotheorie eingegangen bin. Aufgrund dieser Unterlassungssünde kann Michael Schmids Vorwurf einer „kausalanalytischen“ Erklärung auf der Makroebene (im Sinne von z.B. Durkheim) erhoben werden. Dies gilt, obwohl er sich aufgrund der mit Bedacht gewählten Annahmen als nicht wirklich stichhaltig erweist.

Michael Schmids Kommentar enthält auch eine Diskussion darüber, ob und wie denn eine Verständigung zwischen den soziologischen Theorie lagern möglich wäre. Selbst wenn man zu einem entsprechenden Dialog bereit ist, gibt es allerdings Grenzen der Verhandelbarkeit. Letztere reflektieren Minimalforderungen an eine Erfahrungswissenschaft. Die Formulierung des Theoriebegriffs in meinem Originalaufsatz informiert über diese Bedingungen: Eine Theorie besteht aus deduktiv verknüpften Behauptungen, die zumindest teilweise an der Realität scheitern können. Unverzichtbare Anforderungen an eine wie auch immer geartete Theorie in den Natur- und Sozialwissenschaften sind damit logische Vereinbarkeit und empirische Prüfbarkeit von Hypothesen.

Konzentriert man sich auf die spezielle Erfahrungswissenschaft der Soziologie, so kommen in Abhängigkeit von bestimmten Vororientierungen weitere grundlegende Anforderungen hinzu. Definiert man Soziologie z.B. im Gefolge Max Webers, so sind damit einige fundamentale Entscheidungen getroffen, die insbesondere von Wolfgang Schluchter (2009: 263ff) ausführlich dargelegt und begründet werden: Weil sich Soziologie mit dem deutenden Verstehen und (dadurch) kausalen Erklären des sozialen Handelns und seiner Folgen beschäftigt, ist sie einem moderaten methodologischen Individualismus und einer Mehr-Ebenen-Konzeption verpflichtet; sie ist insbesondere deshalb eine verstehende Wissenschaft vom Handeln, weil sie Gründe als Ursachen behandelt und auf einer Mikrofundierung besteht; sie kann auf die Erfahrungsprobe (z.B. Experiment, statistische Analyse) nicht verzichten, weil selbst ein plausibles deutendes Verstehen keine gültige kausale Zuschreibung erlaubt.

Wohl gemerkt hängt die Unverzichtbarkeit empirischer Überprüfungen nicht an den Weberschen Vorstellungen und ihren Konsequenzen. Sie ist vollständig der Tatsache geschuldet, dass die Soziologie eine Erfahrungswissenschaft ist. Ohne irgendwelche Kompromisse zu erlauben, gibt die Empirie daher die Grundlinie für die Beurteilung und Weiterentwicklung von Theorien vor. Vor diesem Hintergrund sind alle theoretischen Entwürfe akzeptabel, die nicht nur tautologische Aussagen enthalten und deren Vermutungen zumindest teilweise präzise genug sind, um an der Wirklichkeit überhaupt scheitern zu können. Werden sie dann immer wieder durch die Daten widerlegt, so sind die Theorien anzupassen oder aufzugeben, aber nicht beizubehalten. Ziel ist nicht die Schaffung von immer neuen Ansammlungen unprüfbbarer Aussagen oder die Bewahrung von Theorien mit empirisch falschen Implikationen, sondern Erkenntnisfortschritt.

Literatur

- Bartels, Andreas/Manfred Stöckler (Hrsg.) (2007): Wissenschaftstheorie: Ein Studienbuch, Paderborn.
- Becker, Gary S. / Kevin M. Murphy (1988): A Theory of Rational Addiction, in: Journal of Political Economy 96, S. 675-700.
- Becker, Sascha O. / Ludger Wößmann (2009): Was Weber Wrong? A Human Capital Theory of Protestant Economic History, in: Quarterly Journal of Economics 124, S. 531-596.
- Berger, Roger / Rupert Hammer (2007): Die doppelte Kontingenz von Elfmeterschüssen, in: Soziale Welt 58, S. 397-418.
- Bishop, Robert C. (2007): The Philosophy of the Social Sciences: An Introduction, London – New York.
- Braun, Norman (2008): Theorie in der Soziologie, in: Soziale Welt 59, S. 373-395.
- Bunge, Mario (1996): Finding Philosophy in Social Science, New Haven – London.
- Bunge, Mario (1999): The Sociology-Philosophy Connection, New Brunswick – London.

- Downey, Dennis J. / William E. Wagner III / Charles F. Hohm / Chaka J. Dodson (2008): The Status of Sociology: Where We Are, Why We're There, and How to Change It, in: American Sociologist 39, S. 193-214.
- Elster, Jon (2007): Explaining Social Behavior: More Nuts and Bolts for the Social Sciences, Cambridge.
- Helbing, Dirk (Hrsg.) (2008): Managing Complexity: Insights, Concepts, Applications, Berlin.
- Minsky, Hyman P. (2008): Stabilizing an Unstable Economy, New York.
- Moulaines, C. Ulises (2008): Die Entwicklung der modernen Wissenschaftstheorie (1890-2000), Münster.
- Rehberg, Karl-Siegbert (2009): Theoretische Homogenitätssehnsucht als Dominanzanspruch: Eine Replik auf Norman Braun, in: Soziale Welt 60, S. 215-222.
- Roth, Alvin E. / Marilda A. Oliveira Sotomayor (1990): Two-Sided Matching: A Study in Game-Theoretic Modeling and Analysis, Cambridge.
- Russo, Federica (2009): Causality and Causal Modelling in the Social Sciences, New York.
- Searle, John R. (1995): The Construction of Social Reality, New York.
- Schluchter, Wolfgang (2009): Grundlegungen der Soziologie, Bd. I, Tübingen.
- Schmid, Michael (2009): Theoriebildung und Theoriepolitik in der Soziologie – Ein Kommentar zu Norman Braun: „Theorie in der Soziologie“, in: Soziale Welt 60, S. 199-213.

Prof. Norman Braun Ph.D.
Ludwig-Maximilians-Universität München
Institut für Soziologie
Konradstr. 6
80801 München
Norman.Braun@soziologie.uni-muenchen.de